

# Moskauer Erinnerungen

Autor(en): **Cerruti, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **17 (1949-1950)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758762>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## MOSKAUER ERINNERUNGEN

VON ELISABETH CERRUTI

Im Jahre 1923 verließ Elisabeth de Paulay, eine der berühmtesten dramatischen Schauspielerinnen Ungarns, die Bühne, um Vittorio Cerruti zu heiraten. Cerruti hatte seine Karriere an der italienischen Botschaft in Wien begonnen, wo er unter dem Herzog von Avarna, dem damaligen Botschafter Italiens in Oesterreich, von 1904 bis zum Eintritt Italiens in den Krieg im Jahre 1915 arbeitete. Nach einundeinhalb Jahren Militärdienst wurde er der italienischen Botschaft in Buenos Aires zugeteilt. Er nahm an der Friedenskonferenz in Versailles als Mitglied der italienischen Delegation teil und wurde 1920 von der italienischen Regierung nach Budapest gesandt, um die Verhältnisse während der kommunistischen Regierung Béla Kuns zu studieren, wozu er als Experte der Habsburger Doppelmonarchie besonders geeignet war. Von 1921—1922 war er Gesandter in Tiflis, von 1922—1926 Gesandter in Moskau. Zum Botschafter ernannt, vertrat Cerruti sein Land in Rußland von 1927—1930, in Brasilien von 1932—1935 und in Frankreich von 1935—1937. 1937 verließ er den diplomatischen Dienst und übernahm das Präsidium der Bank von Novara, einen Posten, den er heute noch innehat.

Signora Cerruti hat ihre Erinnerungen in einem Buche niedergelegt, das demnächst, in mehrere Sprachen übersetzt, erscheinen wird. Der folgende auszugsweise wiedergegebene Abschnitt über den Moskauer Aufenthalt wirft interessante Lichter auf charakteristische Gestalten aus dem Rußland der Zwischenkriegszeit.

Als wir China verließen und in Rußland ankamen, entdeckte ich, daß wir das Land des Lächelns gegen das Land des Stirnrunzelns vertauscht hatten. Während unseres jahrelangen Aufenthalts in Peking hatte ich nur lächelnde Gesichter gesehen; in der Zeit, die wir in Moskau verbrachten, sah ich kaum ein einziges.

Wir kamen im April 1927 an. Zu unserer Begrüßung hatte sich das Botschaftspersonal und ein Vertreter des *Narkomindiel* — des Kommissariats für Auswärtige Angelegenheiten — eingefunden.

Herr Florinsky, der Mann, den das Narkomindiel entsendet hatte, trug eine gewöhnliche Soldatenuniform. Ich fand, daß das Außenamt damit einen bedauerlichen Mangel an Geschmack bewies. Da die Revolutionsregierung soeben ihren zehnten Geburtstag gefeiert und dadurch bewiesen hatte, daß sämtliche Kinderkrankheiten glücklich überwunden waren, hätte sie es sich ruhig leisten können, ihren Protokollchef korrekt zu bekleiden. Er war in der zaristischen Aera Diplomat gewesen und diente den neuen Machthabern mit der gleichen Hingabe. Er war seit einem Jahr im Außenamt und im Umgang mit den fremden Diplomaten genau so geschickt wie sein Vorgänger

ungeschickt. Udenkbar, daß ihm je ein ähnlicher Schnitzer unterlaufen wäre, wie der, der seinem Vorgänger anlässlich der Ankunft des französischen Botschafters, Monsieur Herbette, unterlief.

Zu dessen Begrüßung hatte man eine kleine Militärabteilung, die ihre Gewehre präsentieren und die französische Nationalhymne spielen sollte, auf den Bahnhof beordert. Im Augenblick aber, in dem der Zug einfuhr, ertönte ein aufgeregter Schrei: «Die Marseillaise darf nicht gespielt werden! Sie ist die Hymne der Menschewiken!»

In der allgemeinen Verwirrung, die nun folgte, entschied man sich Hals über Kopf für ein anderes französisches Lied, und zwar für die Habanera aus «Carmen». Der Botschafter ließ diese Musik mit bewundernswerter Fassung über sich ergehen und alle Anwesenden folgten seinem Beispiel. Ihre Anstrengung, Haltung zu bewahren, war um so schwieriger, als bestimmt niemandem der Refraintext mit seiner sinnigen Drohung «Liebst du mich nicht, bin ich entflammt — und lieb ich dich, nimm dich in acht», unbekannt war. Aber Monsieur Herbette war nicht der Mann, der so schnell aus seiner Rolle fiel. Ernst und regungslos stand er da, als lauschte er der Nationalhymne. Dann schritt er auf das Militärdetachement zu und, in der Besorgnis, den Geist der «Egalité» nicht zu verletzen, reichte er nicht nur dem kommandierenden Offizier, sondern auch jedem einzelnen Soldaten die Hand. Doch darin, glaube ich, ging er zu weit. Die Russen schienen keineswegs entzückt.

Wir wurden korrekt, aber nicht sehr herzlich empfangen, da unsere Ankunft mit der Anerkennung der rumänischen Annexion Bessarabiens durch die italienische Regierung zusammenfiel. Groll lag in der Luft, und auf dem Bahnsteig stand keine Militärkapelle.

Wir betraten die Botschaft, ein ungeheures, düsteres Gebäude, ein typisches Beispiel dafür, was schlechter Geschmack und viel Geld in Moskau anzurichten imstande waren. Der frühere Besitzer, ein Baron Berg, der Holzhändler und Eigentümer riesiger Wäldereien gewesen war, muß beides in hohem Maß besessen haben. Die Wände waren aus leuchtendem gelben Marmor, die Türen aus dem kostspieligen Holz, das man in Rußland für Zigarettendosen verwendet, und ungefähr so handlich wie die Tore einer Kathedrale. Auf der Decke des barbarischen Ballsaals wimmelte es von Pfingstrosen, Pfauen und Cupidos, die so fett waren, daß sich einem Rückschlüsse auf die Ueppigkeit des Holzhandels geradezu aufdrängten, aber hinter den Cupidos gab es ein paar schwarze Löcher: Spuren der Kugeln, die den Grafen Mirbach, den ersten deutschen Botschafter in der Sowjetrepublik, getötet hatten. Sie waren eine aufregende und ziemlich ungewöhnliche Ballsaaldekoration.

Nicht alle ausländischen Vertreter in Moskau waren Diplomaten aus der Karriere. Viele Nationen wählten Männer, deren Kenntnisse und Erfahrungen sie besonders befähigten, Probleme der lebenswichtigen Bedürfnisse ihres Landes zu behandeln.

Von diesem Gesichtspunkt aus war Jean Herbette, der französische Botschafter, ausgesucht worden. Als der Quai d'Orsay seine diplomatischen Beziehungen zum Kreml aufnahm, hatte er — in Kenntnis der Kitzlichkeit der Situation — seinen Botschafter mit der größten Sorgfalt gewählt. Herbette war vertraut mit den Angelegenheiten der auswärtigen Politik, er war radikaler Sozialist und jahrelang Redaktor des «Temps» gewesen. Der Bolschewismus hatte, selbst in seiner wildesten Form, keine Schrecken für ihn. Ueberdies war er Atheist, ein Umstand, der ihm in Moskau nur nützlich sein konnte. Allerdings nicht bei jedermann. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Gesprächs, das während eines Dinners in unserem Hause stattfand.

Ich saß zwischen Monsieur Herbette und Tovaritsch Tschitscherin, der damals Kommissär für Auswärtige Angelegenheiten war. Der Kommissär kritisierte heftig gewisse in letzter Zeit gegen die Arbeiter gerichtete Maßnahmen der österreichischen Regierung und machte den österreichischen Kanzler, Monsignore Seipel, für diese Mißstände verantwortlich. «Und all das geschieht im Namen von Jesus Christus», schloß er. — «Von welchem Jesus Christus? Dem, der niemals gelebt hat?» fragte Herbette, in der deutlichen Absicht, Tschitscherin zu gefallen.

Tschitscherins Gesichtsausdruck sprach Bände. Obwohl er überzeugter Bolschewik war, mißfiel ihm des Botschafters Frage aufs tiefste. Als ich höflich, aber eisig bat, das Gespräch anderswo fortzusetzen, senkte Tschitscherin den Kopf und murmelte eine Entschuldigung.

Tschitscherin gehörte zur alten Garde und stand, als intimer Freund und Mitarbeiter Lenins, seit Beginn der Revolution dem Außenamt vor. Als wir in Moskau ankamen, war er bereits weltberühmt. Er war als Aristokrat geboren, was ihn jedoch nicht hinderte, ein glühender Vorkämpfer der Revolution zu werden. Als junger Mann war er freiwillig nach Frankreich ins Exil gegangen. Er sprach gern über diese Epoche seines Lebens. In Paris — so erzählte er mir einmal. — habe er täglich in demselben kleinen Restaurant gespeist, täglich sei der gleiche Bettler vor der Tür gestanden, täglich habe er, Tschitscherin, diesem Bettler ein Francstück gegeben. Eines Abends jedoch, als er das Restaurant ausnahmsweise ohne Kleingeld verließ und dem Bettler seinen Franc nicht geben konnte, hörte er diesen wütend hinter sich herschimpfen: «Attends, sale bourgeois, le moment viendra

quand on t'enlevera tout.» Er war entzückt von dieser Geschichte und lachte über sie, wann immer er sich ihrer erinnerte.

Da Tschitscherin einen Grafen Chapsky und einen Narischkin in seiner Ahnenreihe hatte, erklärte er öfter lachend, daß er eigentlich ein Anrecht auf den russischen Thron habe. Und da er mit den Malaspinas in Genua verwandt war, versäumte er bei keiner Gelegenheit, von seinen «italienischen Cousins» zu sprechen. Der überzeugte Kommunist war ein vollendeter Snob.

Er war ein korpulenter Mann mit einem kurzen Bart und schrägestellten Augen, die niemandem ins Gesicht sahen. Er liebte gutes Essen, gute Musik und war ein brillanter Gesellschafter. Seine Kleidung war von altmodischer Eleganz, sein Benehmen tadellos, seine Konversation geistreich, schlagfertig, ernst oder heiter, je nachdem es die Gelegenheit erforderte.

Sein Humor allerdings war manchmal etwas unheimlich. Ich glaube, daß er viele Dinge nur sagte, um seine Partner zu schockieren und selig war, wenn es ihm gelang. Einmal gab er ein kleines Diner, bei dem verschiedene Botschafter und Gesandte anwesend waren. Das Diner war ein kulinarisches Meisterstück und wurde, wie üblich, von mindestens zwanzig Sorten von Zakuski (Horsd'oeuvres) eingeleitet. Als mein Mann um ein Glas Wodka bat, fiel ihm Tschitscherin ins Wort: «Ganz unmöglich, zu diesem Rebhuhn Wodka zu trinken, mein lieber Botschafter. Dazu gehört ein Glas Starka.» Er selbst füllte ihm das Glas und fuhr dann fort: «Ein Glück, daß ich noch einen Riesenvorrat davon besitze. Er kommt aus den Kellereien des guten alten Prinzen Sangusko.»

Jeder wußte, daß der gute alte Prinz Sangusko in den ersten Tagen der Revolution ermordet, seine Schlösser verbrannt, seine Güter konfisziert worden waren. Es war eine etwas sonderbare Art, fremde Gäste mit einem Nationalgetränk bekannt zu machen. Dabei bin ich nicht einmal sicher, ob der Starka wirklich aus Sanguskos Keller stammte. Ich glaube, der Kommissar sagte diese Dinge nur, um die Bürger — in diesem Fall die Diplomaten — zu epatieren.

Ueberhaupt machte es ihm den größten Spaß, seine ausländischen Kollegen hineinzulegen. Ich erinnere mich eines Diners auf der dänischen Gesandtschaft, wo die Zukunft der Sowjetunion und ihre stetig wachsende Macht diskutiert wurde. «Wir sind so stark, daß wir uns vor niemandem fürchten», sagte Tschitscherin abschließend. «Es gibt nur eine einzige fremde Macht, die uns vielleicht gefährlich werden könnte.» Er sah sich im Kreise um und wartete auf die Frage, die nun kommen mußte. Natürlich ging ein großes Raten los. England, Japan, Deutschland, Amerika wurden genannt. Er lächelte amüsiert und schüttelte den Kopf. «Nein, meine Freunde, Sie irren! Ich meine

den Vatikan.» Die Diplomaten starrten verlegen in die Luft, er aber, um weitere Fragen abzuschneiden, begann den Tokajer zu loben, den wir gerade tranken.

Carlyle sagt, daß die Revolution die grausamste aller Mütter sei, da sie ihre eigenen Kinder verschlinge. Auch Tschitscherins Stunde kam. Eines Tages verschwand er von der Bildfläche. Wir hörten das letzte Mal von ihm, als wir Rußland verließen, um nach Brasilien zu gehen. Mein Mann hatte ihm, da Tschitscherin ja bei unserer Ankunft Kommissär gewesen war, ein paar Abschiedszeilen geschrieben. Eine sehr höfliche Antwort zeigte, daß Tschitscherin von dieser Aufmerksamkeit gerührt war. Er wünschte uns Glück und schloß seinen Brief mit den Worten: «Ich höre, daß das Klima in Rio de Janeiro sehr unangenehm und die Hitze entsetzlich ist. Aber alles ist erträglich nach . . . Peking.»

Wir lachten über die Schläue, mit der er uns zu verstehen gab, daß er über Rußlands Hauptstadt dachte wie wir. Bald darauf starb er. Kurz vor seinem Tod veröffentlichte der aristokratische Bolschewik eine ausgezeichnete — Mozartbiographie.

Tschitscherins Nachfolger war Maxim Maximowitsch Litwinow. Abstammung, Werdegang und Charakter dieser beiden Männer waren grundverschieden, und daß die beiden einander geliebt hätten, konnte niemand behaupten. Litwinow war Jude und kam aus bescheidensten Verhältnissen. Er begegnete dem aristokratischen Bolschewiken mit einem gewissen Mißtrauen, ließ sich seine Gefühle aber niemals anmerken. Er wußte, daß seine Stunde kommen würde. Und sie kam. Als er seinen Posten als Kommissar antrat, war die Zeit reif für ihn. Die Periode des Zögerns, der Zweideutigkeiten, des fast romantischen Experimentierens war vorbei. Mit Litwinows Eintritt in die Politik trat Rußland in die Periode des ersten Fünfjahresplans.

Auch physisch war Litwinow das Gegenteil seines Vorgängers. Ihm fehlte Tschitscherins Distinktion, und im Salon war er nie ganz zu Hause. Doch seine Manieren waren einwandfrei und er selbst immer sachlich. Er war nicht nur klug, sondern — was mehr ist — weise. Er verabscheute den Krieg und arbeitete unermüdlich für den Frieden. Nicht nur für den Frieden seines Landes, sondern für den Frieden der Welt. Mein Mann verhandelte gern mit ihm, obwohl er ein «schwieriger Kunde» war. Aber er war zuverlässig, und sein Ja hieß ja und sein Nein nein.

Ich liebte es, mit ihm über das Theater zu sprechen. Er war ein begeisterter Premierenbesucher, und über die modernen Stücke waren wir fast immer einer Meinung. Ihn während der endlosen offiziellen Dinners als Nachbarn zu haben, war ein wirkliches Vergnügen. Nach

Tisch wurde häufig getanzt. Er war ein leidenschaftlicher Tänzer und tanzte trotz seiner Robustheit ausgezeichnet.

Seine Frau, Ivy Low, eine geborene Engländerin, war erstaunlich klug und gebildet. Sie war Schriftstellerin und daneben eine wandelnde Literatur-Enzyklopädie. Sie war warmherzig und hilfsbereit und wir sahen einander sehr oft. Entweder bei mir in der Botschaft oder in ihrer bescheidenen Wohnung, wo die Litwinows mit ihren beiden bezaubernden Kindern sehr still und zurückgezogen lebten. Ich konnte mit Ivy stundenlang über Bücher im allgemeinen und über Shakespeare im besondern sprechen. Ihr Urteil war immer klug, immer gesund und immer witzig.

Die Litwinows empfingen offiziell in einem pompösen Haus, das heute die englische Botschaft ist, aber die Schlichtheit ihres Privatlebens läßt sich kaum beschreiben. Sie liebte die äußerste Einfachheit, weil sie mit Haushaltskram nicht belästigt sein wollte, und ich denke mit Vergnügen an die Teekanne zurück, die sie mir zu Ehren anschaffte. Sie hatte sie für ein paar Kopeken am Markt erstanden und war ungeheuer stolz auf diese Neuerwerbung.

Ihrem Aeußern gegenüber waren beide Litwinows von unbeschreiblicher Nachlässigkeit. Als Ivy ihren Gatten einmal auf eine offizielle Reise nach Ankara begleiten mußte, lieh sie sich für diese Gelegenheit einen Pelz aus der staatlichen Kürschnerei. Selbstverständlich mußte der Pelz am Tage ihrer Heimkehr zurückgegeben werden. Weiß Gott, daß ich nicht so kindisch bin, allzugroßen Wert auf die äußere Erscheinung zu legen. Trotzdem muß ich heute noch lachen, wenn ich an die Löcher in Ivy Litwinows Strümpfe denke.

Sie war im diplomatischen Korps allgemein beliebt und sie selbst schien die Isolierung, zu der die armen Diplomatenfrauen in Rußland verurteilt waren, aufrichtig zu bedauern. Obwohl sie allerhand versuchte, um ihnen zu helfen, erreichte sie sozusagen nichts. Auch mußte sie ihrer eigenen Stellung wegen sehr vorsichtig sein.

Die Diplomatenempfänge in Moskau waren eine so delikate und komplizierte Sache, daß man einen «Offiziellen» damit betraut hatte, uns dabei zu helfen. Es war «Baron» Boris Sergejewitsch Steiger, ein ehemaliger Offizier des berühmten Preobrajensky-Regiments. Sein Beruf war ziemlich einzigartig. Nach jahrelanger Haft hatte er sich am Tage seiner Hinrichtung bereit erklärt, dem neuen Regime als Spitzel zu dienen. Wir zuckten die Schultern und teilten einander mit, daß es uns schließlich nichts angehe, wie er sein Leben gerettet habe. Und nachdem wir unsern Widerwillen gegen seinen sonderbaren Beruf überwunden hatten, schlossen wir den Baron fast in unser Herz. Da wir wußten, daß er ein Spitzel war, waren wir nicht nur auf unserer Hut, sondern benutzten ihn sogar für unsere Zwecke.

Man lud ihn zu einem ausgezeichneten Lunch und erwähnte die heikle Angelegenheit, von der wir wünschten, daß sie beim Auswärtigen Amt oder gar bei der GPU bekannt würde, höchst nebenbei in dem Augenblick, in dem er seine dicke Havanna-Zigarre anzündete. Und wir konnten sicher sein, die Antwort auf unsere höchst unoffizielle Anfrage ein paar Tage später auf die gleiche unoffizielle beiläufige Weise zu erhalten.

Ich könnte sagen, daß der Baron unbezahlbar war. Doch wäre dies nicht ganz richtig. Er hatte seinen Preis. Die Bolschewiken zahlten ihm sein Leben, ja sie gaben ihm sogar ein offizielles Amt. Er wurde Aufseher des Moskauer Zoologischen Gartens. Und weil er ein Gourmet war, hatten seine Tiere gute Tage. Sie wurden dick und fett, wie er selbst dick und fett wurde.

Sein Leben war sehr angenehm. Er ging von Diner zu Diner, er verschaffte Opernlögen, er lauschte, erzählte, arrangierte Schlittenpartien, kleine Soupers und war immer glänzender Laune. Er war ein reizender Spion. Er hatte auch seine großen Momente. Ich erinnere mich an ein ausgezeichnetes Diner, das er uns einmal in einem Privatklub gab. Der französische Botschafter und Madame Herbetten waren geladen, der türkische Botschafter und Kommissar Lunatscharsky mit seiner Gattin, die der Baron glühend verehrte. Als ich ihm zu seinem vorzüglichen Diner und zu seinem Koch — und früheren Küchenchef des Großfürsten Paul — gratulierte und ihm sagte, daß heute nurmehr wenige verstünden, ein solches Mahl zusammenzustellen, antwortete er, ohne zu erröten: «Danke, Exzellenz. Wie Sie wissen, bin ich von der alten Garde, die sich ergibt, aber nicht stirbt.»

Die Lunatscharskys waren ein sehr nettes Ehepaar. Sie war eine wunderschöne, blühende Frau von dreißig Jahren, er ein älterer Mann. Er war eine der großen Figuren der Revolution gewesen und ein intimer Freund Lenins. Er war ein Russe von europäischer Kultur, großzügig und kunstliebend. Ihm war es zu danken, daß die Schätze der Eremitage, die der Pöbel in den ersten Revolutionstagen zerstören wollte, gerettet wurden.

Wir führten lange und interessante Gespräche miteinander. Er erzählte mir von Tolstoi, den er als Romancier verehrte und von dessen philosophischen Arbeiten er weniger hielt. Er sprach von Beethoven, den er zum Kommunisten stempelte, und ärgerte mich, wenn er von Petöfi, dem großen ungarischen Nationaldichter, dasselbe behauptete.

In den Jahren, die wir in Moskau verbrachten, war Lunatscharsky Kommissar für Erziehungswesen. Dadurch fiel ihm die Aufgabe der Reorganisation des Theaters zu, und durch diese Arbeit lernte er seine Frau, Natalie Stepanowa, eine hübsche junge Schauspielerin



kennen. Leider muß gesagt werden, daß sie auf der Bühne eine komplette Null war. Er versuchte anfangs mit einem gewissen Eifer eine dramatische Schauspielerin aus ihr zu machen, gab es aber bald auf. Er wußte besser als alle andern, was sie als Schauspielerin wert war. Sie liebte Luxus, Schmuck und Pelze, und da sie in einer Zeit heirateten, in der Lenin noch eine gewisse Handelsfreiheit zuließ, überschüttete sie ihr Gatte mit allem, was sie sich wünschte. Diamantenfunkelnd und in kostbare Pelze gehüllt, machte sie ihre Hochzeitsreise nach Paris und Berlin. In beiden Städten erweckte sie Sensation.

Nataschas Brillanten und die Löcher in Ivy Litwinows Strümpfen waren Etappen in der russischen Wirtschaftsplanung. Die funkelnden Brillanten spiegelten die Zeit der Prosperität während des NEP wieder, während die Löcher in Ivys Strümpfen der Ausdruck der Strenge des ersten Fünfjahresplans waren. Uebrigens wurden Nataschas Brillanten bald verboten, und um weitere Reisen nach Berlin und Paris zu verhindern, nahm die GPU ihr einfach den Paß weg, was sie zutiefst deprimierte. Um ihren Kummer zu vergessen, suchte sie Trost in der Gesellschaft des Barons Steiger. Der ehemalige Offizier des Preobrajensky-Regiments wußte, wie man eine schöne Frau tröstete. Er mietete eine alte Equipage und lieh sich in einer Theatergarderobe eine Livree. Der Kutscher in seiner ausgeborgten Pracht hieb auf sein armseliges Pferd ein, während sie durch die staubigen Straßen Moskaus fuhren. Im Fond des Wagens aber lehnten Natascha und Boris, sie in ihrem schönsten Pariser Hut aus der vorvorletzten Saison, er mit seiner Havannazigarre zwischen den Lippen, und sahen aus, als führen sie im Bois de Boulogne oder Hyde Park spazieren. Oft fuhren sie unter meinen Fenstern vorbei, und ich fand sie unwiderstehlich komisch und irgendwie auch ein wenig rührend. Heute ist Natascha Witwe, aber sie kann ihren Boris Sergejewitsch nicht heiraten. Auch er ist tot. Wie so viele seiner Zeitgenossen verlor auch er sein Leben durch einen «politischen Unfall».

Es war der gleiche Unfall, der auch Karakhan das Leben kostete. Der hübsche schwarze Karakhan, der Dandy der Revolution, der nur seidengefütterte Anzüge trug. Erst war er Deputierter des Außenamts, später Botschafter in der Türkei. Er war wirklich charmant, und es war ein Vergnügen, mit ihm zu plaudern. Besonders wenn er über Musik sprach; vor allem von Beethoven, den er vergötterte und für einen Kommunisten hielt, weil er seine Musik für die ganze Menschheit geschrieben habe. Karakhan war ein Romantiker. Er verliebte sich in die Primaballerina der Oper und heiratete sie.

Es war interessant zu beobachten, daß sämtliche Männer, die 1937 den berüchtigten Säuberungsaktionen zum Opfer fielen, aufrichtige Kommunisten waren, deren revolutionäre Vergangenheit nicht den

geringsten Flecken aufwies. Sie waren der Revolution ergeben — sie waren ihre Kinder. Trotzdem betrachtete sie der Staat als Verräter.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie dies möglich war, und schließlich eine Antwort gefunden. Alle die, die später verurteilt wurden: Karakhan, Krestinsky, Tuchatschewsky waren — obwohl sie es vielleicht selbst nicht wußten — von der Vergangenheit infiziert. Sie verrieten sich durch ihre Liebesgeschichten, ihre seidengefütterten Anzüge. Sie waren sentimental. Sie liebten gutes Essen und guten Wein, und hatten sie einmal die russische Grenze überschritten, stürzten sie sich in die Freuden einer vergangenen Epoche. (Karakhan zum Beispiel sah man öfter im Spielkasino in Venedig.) Man kam überein, daß sie der Versuchung gegenüber nicht mehr immun und vielleicht sogar imstande waren, die strengen Regeln der Sowjetunion zu lockern. Daher mußten sie liquidiert werden.

Während unseres Aufenthalts in Moskau war Stalin unsichtbar. Einzig bei der Militärparade am 7. November — dem Jahrestag der Revolution — erschien er in der Öffentlichkeit. Bei diplomatischen Empfängen und ähnlichen Anlässen zeigte er sich nie. Der Grund dafür lag vermutlich in der Art seiner Stellung. Offiziell war Stalin der Sekretär der Kommunistischen Partei, einer Organisation, die theoretisch keine Verbindung mit der Regierung hatte. Diese Fiktion wurde sorgsam aufrecht erhalten. Die Partei, hieß es, war eine freiwillige Organisation in einem freien Land. In welcher Funktion also hätte Stalin offiziellen Anlässen der Regierung beiwohnen sollen? In Wirklichkeit aber wußte das russische Volk natürlich genau, wer sein wahrer Herrscher war.

Obwohl es unmöglich war, ihn persönlich zu treffen, verfolgte einen sein Geist auf Schritt und Tritt. Ueberall war sein Bild, auf allen Gebäuden, in allen Zeitungen, in jedem Laden. Sein Porträt aus Seifenstücken faszinierte mich, sooft ich es sah. In einem Geflügel-laden gab es ihn sogar zweimal: einmal aus Hühnerfedern, einmal aus Eierschalen. Vielleicht habe ich einen ausgefallenen Geschmack, aber von allen seinen Porträts war mir das aus Hühnerfedern das liebste. Sein strenges Gesicht wurde durch das Material, das zu seiner Darstellung verwendet wurde, geradezu weich.

Wir alle wußten, daß er die Hand des «Offiziellen» führte, der einen Vertrag unterzeichnete, wir alle fühlten, wie Stalin uns durch seine Augen ansah. Jeder aus dem offiziellen Kreis stand unter seiner persönlichen Kontrolle. Unruhe und Unbehagen entstanden, wann immer sein Name genannt wurde. Da die Russen ungern von ihm sprachen, erwähnten auch wir ihn nicht, aber unsere Neugier wuchs, je länger das Geheimnis nicht gelüftet wurde.

Vor allem wünschten wir ihn endlich zu sehen. Zweimal hatte ich

Gelegenheit dazu. Das erste Mal, als wir in unserem offenen, kleinen Fiat spazierenfahren. Autos waren damals in Moskau selten, wie gewöhnlich hatten wir während der ganzen Fahrt keinen andern Wagen begegnet. Plötzlich rief unser Chauffeur: «Stalin ist hinter uns!» Er wies auf seinen Rückspiegel, in dem wir Stalins Limousine sahen. Die Ohren unseres Chauffeurs waren vor Aufregung knallrot. Langsam überholte uns der riesige Rolls Royce. Stalin beugte sich aus dem Fenster und starrte uns an. Vielleicht interessierte es auch ihn, Leute zu sehen, die er bisher nie getroffen hatte. Das Ganze spielte sich in solcher Geschwindigkeit ab, daß ich nur sah, was ich schon dutzende Male auf Bildern und Photographien gesehen hatte. Aber obwohl ich nur einen flüchtigen Blick auf ihn werfen konnte, war ich zutiefst beeindruckt vom Ernst und der Strenge seiner Züge. Und dieser erste Eindruck blieb haften, obwohl ich später Gelegenheit hatte, ihn länger und gründlicher zu betrachten.

Diese Gelegenheit wurde nicht nur mir, sondern uns allen im Winter 1929 geboten. Eines Abends lud Baron Steiger sämtliche Botschafter mit ihren Damen in die Oper ein. Je zwei Paare wurden in eine Loge placiert, und gleich beim Eintritt entdeckten wir, daß man uns alle in eine Reihe rechts von der Bühne gesetzt hatte. Bald nachdem der Vorhang aufgegangen war, sahen wir Stalin, der in einer Loge uns gegenüber Platz genommen hatte. Es war klar, daß er da war, um gesehen zu werden. Es war offensichtlich, daß seine Anwesenheit sämtliche in letzter Zeit kursierende Gerüchte über seinen angeblichen Nervenzusammenbruch zum Schweigen bringen sollte. Jetzt wußte ich, warum wir eingeladen worden waren. Ich beschloß, ein mustergültiger Gast zu sein. Schamlos machte ich von meinem Opernglas Gebrauch und starrte mein Gegenüber an, bis ich mir alles eingepägt hatte: die das Gesicht beherrschende Stirn, die dunklen Augen unter den schweren Lidern, die kräftig modellierte Nase, die erschreckend starken Kinnbacken und den bäurischen Schnurrbart. Alles in allem das Gesicht eines ernstesten, unkomplizierten Mannes, eindrucksvoll in seiner Einfachheit.

Diese Einfachheit ließ vermuten, daß er ein Mann von gesunden Sitten und Gewohnheiten war. Eines Abends holte ich den Baron Steiger ein wenig aus. Für gewöhnlich zitterte der gute Baron davor, über seinen Herrn und Meister zu sprechen. Diesmal aber — vielleicht war unser Diner besonders gut gewesen oder der Burgunder hatte ihm noch besser als sonst geschmeckt — war der Baron unerwartet mitteilbar. Er erzählte mir, daß Stalin gern und viel esse und einfache Nationalgerichte raffinierten Spezialitäten vorzöge. Daß er es in der Liebe genau so halte. Daß er schöne Frauen gern habe und Zweideutigkeiten und Pornographien verabscheue.

Offenbar verdankte der Baron die Kenntnisse dieser intimen Details einer seiner Freundinnen, einer gewissen Astafiewa Paolowna, in deren Haus der Diktator viel verkehrte. Er saß gern an ihrem Teetisch und ließ sich von ihr den neuesten Klatsch — und besonders den, der sich auf seine eigene Person bezog — zutragen. Astafiewa muß eine schlaue und geschickte Frau gewesen sein, wenn es ihr gelang, einen so bedeutenden und gefährlichen Gast, den die kleinste Unvorsichtigkeit in Wut versetzen konnte, zu fesseln und zu unterhalten.

Zwischen Stalin und dem diplomatischen Korps gähnte ein Abgrund. Nur der deutsche Botschafter (einer der beiden deutschen Vertreter, die zur Unterzeichnung des Friedensvertrages in Versailles zugelassen worden waren) glaubte diesen Abgrund überbrücken zu können. Es war Graf Brockdorff-Rantzau, der sich völlig als Herr der Situation fühlte. «Ich würde mich mit dem Teufel verbinden, um Versailles zu rächen», war seine Devise, und er lebte nach ihr, solange er in Moskau auf Posten war. Er war unterwürfig, ja fast kriecherisch. Er schmeichelte den Herren des Kremls, in der Hoffnung auf besondere Privilegien. Er war ein intimer Freund von Tschitscherin.

Solange alles glatt ging, gab er sich dem Glauben an eine besondere Bevorzugung hin. Aber als gewisse deutsche Ingenieure der Sabotage beschuldigt und verhaftet wurden, erwies es sich, daß der «rote Graf» genau so machtlos war, wie jeder andere Botschafter es gewesen wäre. Obwohl er der gerichtlichen Untersuchung beiwohnen durfte, konnte er sich von dieser Demütigung nie mehr erholen. Er starb kurze Zeit danach. Das Herz des armen roten Grafen brach an der Unerbittlichkeit des Kremls.

Er war direkt von Versailles nach Moskau gekommen. Als Führer der deutschen Delegation hatte er bei der Friedenskonferenz der Sache seines Landes mit großem Mut und einer gehörigen Portion Unverschämtheit gedient. Es war ein verhängnisvoller Fehler der Siegerstaaten gewesen, die Abgesandten der besiegten Macht so zu behandeln, daß ihre Rachegefühle in der Zukunft vorauszusehen waren. Als Graf Brockdorff-Rantzau Versailles verließ, war er von Erbitterung und Haß erfüllt. Er war immer ein leidenschaftlicher Jünger Bismarcks gewesen, und nach Versailles machte er die Anbahnung einer Freundschaft zwischen Deutschland und Rußland zum Leitmotiv seiner Politik. Alle seine Bemühungen liefen darauf hinaus, ein Bündnis zwischen der Weimarer Republik und der Sowjetunion herzustellen.

Er war der typische Junker, groß, aufrecht, peinlich korrekt gekleidet, steif, arrogant und überzeugt von seiner Wichtigkeit. Es war klar, daß er eine unbestrittene Autorität repräsentierte und die

Wilhelmstraße seinen Berichten große Aufmerksamkeit schenkte. Unleugbar war er eine Macht, mit der zu rechnen war, doch wurde er lächerlich durch die Selbstüberschätzung seiner Person. Die Russen zogen, in richtiger Beurteilung seiner Eigenschaft, Nutzen aus ihr, indem sie seine Ueberzeugung nährten, daß seine Ratschläge Befehle seien.

Im Privatleben war er ein anderer Mensch. Gelegentlich kam er zum Tee zu mir, blieb Stunden, sprach endlos und trank Brandy, den er über alles liebte. Er hatte ein scharfe Zunge und unterhielt sich gern auf anderer Leute Kosten. Niemand fand Gnade vor seinen Augen. Er selbst unterhielt sich über seine Erzählungen am besten. Er lehnte Klatsch nur ab, wenn er sich mit den Eigenheiten der russischen Machthaber befaßte. Dann änderte er plötzlich den Ton und erklärte mit einem feierlichen Ernst, der ans Lächerliche streifte: «Ich versichere Sie, die Bolschewiken sind die charmantesten Leute, die ich jemals traf.»

Er war der älteste Sohn einer reichen preußischen Familie und sprach mit großem Stolz von seinem Namen und seinen Gütern. Indem er betonte, daß ein Aristokrat zu ihren überzeugten Bewunderern gehörte, hoffte er den Russen zu schmeicheln. «Die charmanten Leute», meinte er, würden die Bewunderung eines so Hochgeborenen als größtes Kompliment betrachten. Es wäre vergeblich gewesen, ihn darauf hinzuweisen, wie absurd es sei, Leute «charmant» zu nennen, die rastlos daran arbeiteten, eine Welt zu zerstören, der anzugehören er so stolz war. Diese Leute, die mit fanatischer Hingabe die Umgestaltung des Universums planten, hatten wenig Zeit, den Komplimenten des roten Grafen zu lauschen.

Graf Brockdorff-Rantzau und mein Gatte waren in Fragen der Politik nie einig. Während mein Mann der Politik der angelsächsischen Länder größte Bedeutung beimaß, betrachtete Graf Brockdorff-Rantzau von seinem übertrieben deutschen Gesichtspunkt aus die Rolle dieser Mächte von untergeordneter Bedeutung. Obwohl sonst klug und weitsichtig, war er in diesem Punkt von einsichtslosem Haß.

Die russische Sitte, bis tief in die Nacht hinein zu arbeiten, behagte dem roten Grafen sehr. Während der anstrengenden nächtlichen Arbeit war er imstande, eine ganze Flasche französischen Kognaks zu leeren. Er pflegte zu sagen, daß sein Patriotismus dort ende, wo der französische Kognak begann. Die deutschen Liköre fand er abscheulich. Womit er recht hatte! Auch darin stimmten wir überein, daß der Rheinwein der beste Wein der Welt sei. Er besaß einen großen Vorrat der erlesensten Qualitäten.

Die Küche in des Grafen Haus war bei aller Sorgfalt der Zubereitung reizlos und seine Gesellschaften schienen kein Ende zu

nehmen. Nach der Tafel schleppten sich die Gespräche mühsam hin, bis um halb zwölf, wie üblich, die Ehrengäste sich verabschiedeten und sich nach und nach auch die andern Gäste entfernen durften.

Eines Abends, nach einem besonders glanzvollen Diner, stellte ich eine ungewöhnliche Erregung unter seinen Leuten fest und bemerkte, daß der Hausherr oft zur Tür blickte. Ich fragte, was vorginge, und erfuhr, daß Tschitscherin, der verhindert gewesen war, an dem Diner teilzunehmen, zu einem späten Souper erwartet wurde. Ich sah, daß man in einem der kleinsten Salons ein Tischchen sehr zierlich für zwei Personen gedeckt hatte: Kristall, Kerzen, alle Arten von Delikatessen, Champagner in silbernen Kübeln. Wir verließen die deutsche Botschaft zur üblichen Stunde, obwohl der Hausherr uns zu bleiben bat. Auf dem Heimweg begegneten wir Tschitscherins Wagen.

Als im August 1939 das Radio die welterschütternde Nachricht des russisch-deutschen Paktes verkündete, stieg in mir die Erinnerung an die beiden alten Sünder auf. Ich sah sie in jenem Augenblick an einem kleinen Tischchen in einem gemütlichen Winkel der Hölle sitzen — tafelnd, Champagner trinkend und den Sieg einer Sache feiernd, um die sie so viele Jahre gekämpft hatten.

*Uebersetzt von E. M. Röder*

(Schluß in der nächsten Nummer)